

Die amerikanische Familie Blake siedelt sich in einem beschaulichen Städtchen in der Normandie an. Auf den ersten Blick wirken Fred, Maggie und ihre beiden Kinder harmlos, freundlich und hilfsbereit. Eine ganz normale Familie also?

Nein, denn Fred ist in Wahrheit einer der ganz großen Mafia-Bosse von New York, der im Rahmen eines Zeugenschutzprogramms in die Normandie umgesiedelt wurde. Doch weil es nicht wirklich seine Sache ist, sich unauffällig zu verhalten, fliegt die Tarnung bald auf ...

TONINO BENACQUISTA, geboren 1961 als Sohn italienischer Einwanderer, lebt in Paris. Nach einem begonnenen Filmstudium organisierte er sich mit Jobs als Schlafwagenschaffner und Pizzabäcker Geld und Stoff für seine originellen Kriminalromane, die mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet wurden. »Malavita« wurde von Luc Besson mit Robert DeNiro, Michelle Pfeiffer und Tommy Lee Jones verfilmt. Die Fortsetzung »Blut und Dollar« erscheint bei carl's books.

Tonino
Benacquista
MALAVITA

Eine Mafia-Komödie

*Aus dem Französischen
von Herbert Fell*

btb

Die Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel
»Malavita« bei Éditions Gallimard, Paris.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe März 2015
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © 2004 Éditions Gallimard, Paris

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013 bei carl's books
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: *semper smile*, München
Umschlagmotive: © Shutterstock / Martina Vaculikova,
© Shutterstock / igorlale

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck
MP · Herstellung: sc
Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74879-2

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

*Dank an Nicholas Pileggi und Gerald Shur.
Selbstverständlich auch an Jean-Hugues und
Fabrice.*

Eins

Im Schutz der Dunkelheit nahmen sie das Haus in Besitz.

Eine andere Familie hätte in der Situation einen Neubeginn gesehen. Den Start in ein neues Leben in einer neuen Stadt. Den Anbruch eines neuen Tages, des ersten in einem neuen Lebensabschnitt. Kurzum, etwas Außergewöhnliches – nichts, was man in rabenschwarzer Nacht vollbrachte.

Die Blakes jedoch zogen ein, wie manch anderer auszieht, wenn er sich vor dem Zahlen der Miete drücken will: bloß keine Aufmerksamkeit erregen. Maggie, die Mutter, ging voran; auf den Stufen zum Eingang klapperte sie leicht mit den Absätzen, um Ratten, falls vorhanden, in die Flucht zu schlagen. Sie ging durch alle Räume des Hauses, einschließlich des Kellers, und befand, dass er genau die richtige Luftfeuchtigkeit hatte, um Kisten mit Chianti zu lagern und dicke Parmesanlaibe reifen zu lassen. Außerdem war er sauber. Frederick, der Vater, dessen Verhältnis zu Nagetieren noch nie entspannt gewesen war, ließ seiner Frau gern den Vortritt. Er schlich mit einer Taschenlampe in der Hand ums Haus herum und landete auf einer Veranda, die mit verrosteten Gartenmöbeln vollgestellt war. Zudem gab es eine verzogene Tischtennisplatte und diverse Gegenstände, die er trotz Taschenlampe nicht identifizieren konnte.

Die Tochter, sie war siebzehn und hieß Belle, stieg die Treppe hoch und steuerte geradewegs auf das Zimmer zu, das ihres werden sollte. Ein quadratischer Raum, der nach Süden

ging und den Blick freigab auf einen Ahornbaum und ein Beet mit weißen Nelken, die erstaunlicherweise blühten und leuchteten wie ein nächtliches Sternbild. Den Kopfteil des Bettes drehte sie Richtung Norden, stellte das Nachtschränkchen um und betrachtete die leeren Wände. Bald würden hier die Plakate hängen, die sie all die Jahre durch so viele Länder begleitet hatten. Von nun an schlief sie hier, machte hier ihre Hausaufgaben. Hier würde sie vor dem Spiegel an ihrer Körperhaltung feilen und an ihrer Art zu gehen, hier würde sie träumen, lachen, schmollen und manchmal auch weinen – eben das, was ein typischer Teenager den ganzen Tag so tat. Warren, ihr drei Jahre jüngerer Bruder, nahm das Zimmer daneben in Beschlag, allerdings ohne allzu große Neugier. Ihm lag wenig an einem wohlproportionierten Grundriss oder einem schönen Blick aus dem Fenster. Ihn interessierten nur die Anzahl der Steckdosen und der Internetanschluss. Er war nämlich ein Computerfreak, der hoffte, in weniger als sieben Tagen das französische Landleben und vielleicht auch ganz Europa vergessen zu können, da ihn das Internet problemlos auf die andere Seite des Atlantiks katapultieren konnte – dahin, wo er herkam und hingehörte.

Das Einfamilienhaus, erbaut im Jahr 1900 aus normannischem Stein und Ziegel, wurde von einem schachbrettartigen Fries und blauen, holzgeschnitzten Blumengirlanden unterhalb des Dachgiebels geschmückt, gekrönt von einer Art Minarett. Wenn man dann noch die schmiedeeisernen Verzierungen am Eingangstor bestaunte, bekam man Lust, dieses Gebäude, das aus der Ferne wie ein kleiner barocker Pavillon aussah, zu besuchen. Die Blakes aber taten gut daran, zu nachtschlafender Zeit die Ästhetik Ästhetik sein zu lassen und sich nur für die Wohnlichkeit der neuen Behausung zu interessieren. Sie hatte zwar Charme, war aber schon arg in die Jahre gekommen und ver-

mochte nie und nimmer ihr ultramodernes Domizil in Newark, New Jersey, zu ersetzen, das sie einst bewohnt hatten.

Alle vier trafen sich im Salon wieder, wo sie, ohne ein Wort miteinander zu wechseln, die Klubsessel, das Kanapee, den Beistelltisch und diverse kleine Möbelstücke von den Tüchern befreiten, die man zum Schutz vor Staub darübergeworfen hatte. Der Kamin aus rotem und schwarzem Ziegelstein war groß genug, um ein Schaf darin zu braten. Ein Wappen in der Kaminwand zeigte zwei Edelleute, die gerade ein Wildschwein niederrangen. Den Krimskrams und Firlefanz, der als Dekoration den Querbalken über der Feuerstelle zierte, beförderte Fred auf direktem Weg in den Kamin. Sachen, die seiner Meinung zu nichts taugten, zerstörte er gern auf der Stelle.

»Diese Idioten haben wieder den Fernseher vergessen«, sagte Warren.

»Morgen kommt er. Das haben sie gesagt«, sagte die Mutter.

»Wirklich morgen oder morgen wie letztes Mal?« Frederick war genauso besorgt wie sein Sohn.

»Jetzt hört mal zu. Macht mich bitte nicht dafür verantwortlich, wenn jedes Mal im Haus irgendetwas fehlt. Wendet euch direkt an *sie*.«

»Der Fernseher ist nicht nur irgendetwas, Mama. Er verbindet uns mit der Welt, mit der wirklichen Welt. Das hier ist eine stinkige Bruchbude, die Gegend ein einziges Rattenloch voller Mistbauern. Monate, vielleicht Jahre werden wir sie am Hals haben. Fernsehen aber ist Leben, mein Leben, unser Leben, unser Land.«

Maggie und Frederick fühlten sich plötzlich schuldig. Was sollten sie ihrem Sohn entgegen? Warren hatte ein Recht auf Heimweh. Daran war nicht zu rütteln. Und das entschuldigte auch seine sprachlichen Entgleisungen. Er war gerade mal acht

gewesen, als gewisse Ereignisse sie gezwungen hatten, die Vereinigten Staaten zu verlassen. Von den vieren hatte er am meisten darunter gelitten. Um das Thema zu wechseln, fragte Belle nach dem Namen der Stadt.

»Cholong-sur-Avre, Normandie«, antwortete Fred, bemüht um ein akzentfreies Französisch. »Jetzt habt ihr all den Amerikanern etwas voraus, die von der Normandie zwar schon gehört haben, aber nicht einmal wissen, wo diese Scheißgegend liegt.«

»Und wofür ist diese Scheißgegend berühmt? Außer dass unsere Jungs '44 hier gelandet sind?«, fragte Warren.

»Für den Camembert«, versuchte es der Vater.

»Den gab's in Cagnes-sur-Mer auch«, bemerkte Belle. »Aber da gab's wenigstens auch Sonne und Meer.«

»Und in Paris gab's auch Camembert«, fuhr Warren fort, »und das war immerhin Paris!«

An ihre Ankunft in Paris vor sechs Jahren erinnerten sich die vier gern. Doch dann hatten die Umstände sie gezwungen, an die Côte d'Azur zu ziehen, wo sie vier Jahre blieben, bis die Vorsehung sie nach Cholong-sur-Avre ins Departement Eure verschlug.

Sie trennten sich, um die Räume, die sie noch nicht gesehen hatten, in Augenschein zu nehmen. Fred blieb in der Küche hängen, er inspizierte den leeren Kühlschrank, öffnete ein paar Einbauschränke und strich mit der flachen Hand über das Cerankochfeld. Zufrieden mit der Arbeitsfläche – denn wenn die Lust ihn überfiel, eine Tomatensoße zu machen, brauchte er eine Menge Platz – strich er über das Korbgeflecht der Barhocker, die Fliesen der Spüle und den Messerblock. Die Klingen der Messer überprüfte er mit den Fingerkuppen. Den ersten Kontakt nahm Frederick stets mit den Händen auf. Egal, ob es sich um ein Haus oder eine Frau handelte.

Im Badezimmer probierte Belle vor einem prachtvollen,

leicht fleckigen Spiegel mit Mahagonirahmen verschiedene Posen aus; eine kleine Lampe aus mattem Glas in Form einer Rose, in die man eine schnöde Glühbirne geschraubt hatte, verschönerte das Schmuckstück. Und für Belle würde dieser Spiegel bald unverzichtbares Accessoire. Maggie ihrerseits stieß die Fenster in ihrem Schlafzimmer auf, packte die Bettlaken aus, angelte sich die zusammengefalteten Decken vom Kleiderschrank und roch daran. Sie erklärte sie für sauber und breitete sie aus. Nur Warren wanderte von einem Zimmer zum nächsten und fragte: »Hat irgendjemand den Hund gesehen?«

Der aschgraue Australische Schäferhund, den Fred »Malavita« getauft hatte, begleitete die Blakes seit ihrer Ankunft in Frankreich. Maggie hatte gute Gründe gehabt, dieses haarige Etwas mit hochstehenden Ohren zu erwerben. Das niedliche Willkommensgeschenk sollte den Kindern eine Freude machen, sie über das Verlassen ihrer Heimat hinwegtrösten, damit sie so auf eine recht kostengünstige Weise den Eltern diesen Schritt verziehen. Dank ihrer auffälligen Zurückhaltung – der Hund war eine Sie – war Malavita von allen problemlos akzeptiert worden. Malavita bellte nie, fraß mit Feingefühl, meistens nachts, und verbrachte den Großteil des Tages schlafend, mit Vorliebe in einem Keller oder Trockenraum. Einmal am Tag erklärte man sie für tot oder mindestens für vermisst. Der Hund führte das Leben einer Katze, und niemand hatte daran etwas auszusetzen. Warren fand sie schließlich wie erwartet zwischen einem alten Heizkessel und einer neuen Waschmaschine im Keller. Die Gute hatte wie alle anderen ihren Platz im neuen Heim gefunden und war als Erste eingeschlafen.

*

Die französische Lebensart hatte nie Einzug in das Frühstücksritual der Blakes gehalten. Fred stand beizeiten auf, denn er

wollte seine Kinder mit vollem Magen aus dem Haus gehen sehen; er schenkte ihnen seinen väterlichen Segen, manchmal auch einen Zuschlag aufs Taschengeld oder eine seiner Lebensweisheiten. Sobald die Tür ins Schloss gefallen war, kletterte er guten Gewissens wieder ins Bett zurück. Frederick Blake, obwohl schon fast fünfzig, hatte sein Tagwerk nie vor Mittag beginnen müssen; Ausnahmetage konnte er an den Fingern einer Hand abzählen. Angenehm war davon keiner gewesen. Da war der Tag, an dem Jimmy, sein Waffenbruder von Jugend an, beerdigt worden war. Niemand hätte gewagt, ihm nicht den nötigen Respekt zu zollen, selbst nachdem er gestorben war. Vielleicht deshalb hatte es sich der Idiot nicht nehmen lassen, seine Beisetzung zwei Autostunden von Newark auf zehn Uhr morgens anzusetzen. War das ein anstrengender Tag gewesen – von der Früh bis zum letzten Sonnenstrahl.

»Keine Erdnussbutter, kein Toastbrot, keine Cornflakes, nichts«, sagte Maggie. »Ihr müsst euch mit dem zufriedengeben, was es in der Bäckerei an der Ecke gibt: Krapfen, Apfelkrapfen. Heute Nachmittag gehe ich einkaufen. Erspart mir also euer Gemecker.«

»Ist doch alles perfekt, Mom«, sagte Belle, während Warren leicht angefressen nach einem Krapfen griff.

»Kann mir irgendwer erklären, warum die Franzosen den Donut nicht erfunden haben? Sie sind doch berühmt für ihr Gebäck. Und dabei ist wirklich nicht viel dabei, in einen Krapfen ein Loch zu bohren.«

Halb eingeschlafen und schon stinkwütend auf den Tag, der noch vor ihm lag, fragte Fred, ob besagtes Loch zu einer Verbesserung des Aromas führe.

»Die Cookies, die sie machen, sind recht gut«, sagte Belle. »Ich habe sie probiert.«

»Das nennst du Cookies?«

»Am Sonntag backe ich Donuts und Cookies«, sagte Maggie besänftigend.

»Wisst ihr, wo die Schule ist?«, fragte Fred mit gespielterm Interesse für organisatorische Alltagsdetails, die bisher stets an ihm vorübergegangen waren.

»Ich habe den Kindern einen Stadtplan gegeben.«

»Begleite sie.«

»Mom, wir kommen allein zurecht«, sagte Warren, »ohne Plan geht's sogar noch schneller. Wir haben so eine Art Radar im Kopf. Mit einem Schulranzen auf dem Rücken meldet sich deine innere Stimme automatisch, um dich zu warnen: ›Nicht hier lang. Da lang.‹ Und plötzlich tauchen immer mehr Wesen mit einem Ranzen auf dem Rücken auf, die dann alle genauso plötzlich von einem schwarzen Loch verschlungen werden. Das ist ein physikalisches Gesetz.«

»Wärst du im Unterricht doch auch so engagiert«, sagte Maggie.

Das war das Zeichen zum Aufbruch. Sie küssten sich und verabredeten, am Spätnachmittag wieder hier zu sein. Der erste Schultag in der Normandie konnte beginnen. Keines der Kinder stellte – ein jedes aus einem anderen Grund – eine der vielen Fragen, die ihm auf der Zunge lagen. Als wäre das, was mit ihnen passierte, irgendwie schlüssig und logisch.

Maggie und Fred saßen jetzt allein in der Küche; es war still geworden.

»Und was machst du heute?«, fragte er als Erster.

»Das Übliche. Ich sehe mir die Stadt und ihre Sehenswürdigkeiten an, sondiere die Lage der Geschäfte und kaufe ein. Gegen sechs bin ich wieder da. Und du?«

»Oh, und ich?«

Oh, und ich? So begann eine Litanei, die Maggie auswendig kannte. Es bestand also keine Notwendigkeit, dass Fred sie

wieder herunterbetete. *Oh, und ich? Den lieben langen Tag werde ich mich fragen, was das hier soll. Dann werde ich wie immer so tun, als täte ich was. Aber was? Das ist immer das gleiche Problem.*

»Lauf nicht den ganzen Tag im Morgenmantel herum.«

»Wegen der Nachbarn?«

»Nein, aus Respekt vor dir selbst.«

»Respekt habe ich vor mir, liebe Maggie. Ich brauche wie immer nur mehr Zeit als du, um mich in der neuen Umgebung zurechtzufinden.«

»Was sagen wir, wenn ein Nachbar uns vor die Füße läuft?«

»Habe ich mir noch nicht überlegt. Ich denke, fürs Erste reicht es zu lächeln. In zwei, drei Tagen wird uns schon was eingefallen sein.«

»Aber nie Cagnes erwähnen! Wir sollen sagen, dass wir aus Menton kommen. Das hat mir Quintiliani eingeschärft.«

»Als ob wir das nicht selber wüssten. Dieser Idiot.«

Um einem unangenehmen Gespräch aus dem Weg zu gehen, ging Maggie hoch und zog sich um, während Fred sich ein gutes Gewissen verschaffte, indem er den Tisch abräumte. Vom Küchenfenster aus konnte er den Garten zum ersten Mal im Tageslicht sehen; der Rasen schien gepflegt, auch wenn hie und da ein Ahornblatt liegen geblieben war; es gab eine grün gestrichene Bank aus Metall und einen offenen Schuppen, in dem ein Holzkohlegrill vor sich hin rostete. Plötzlich erinnerte er sich an seinen nächtlichen Besuch der Veranda und an die ungewöhnliche, geradezu wohltuende Atmosphäre des Ortes. Die Dinge, die erledigt werden mussten, sollten jetzt erst mal warten – was sie übrigens schon lange taten. Fred wollte sich die Veranda bei Tageslicht ansehen.

Es war März, der Tag hatte klar und mild begonnen. Maggie war sich nicht sicher, was sie zu ihrem ersten Besuch in der Stadt anziehen sollte. Zu ihrem braunen Haar, ihren

fast schwarzen Augen und ihrem dunklen Teint trug sie meist braune Erdtöne; heute entschied sie sich für eine helle Jodhpurhose, ein graues T-Shirt mit langen Ärmeln und einen Baumwollpulli mit Zopfmuster. Sie schulterte ihren kleinen Rucksack, stieg die Treppe hinunter, hielt kurz nach ihrem Mann Ausschau, verabschiedete sich mit einem »Bis heute Abend«, das unbeantwortet blieb, und verließ das Haus.

Auf der bereits sonnendurchfluteten Veranda stieg Fred ein feiner Geruch von Flechten und trockenem Holz in die Nase; frühere Mieter hatten wohl einen Stapel Holzscheite zurückgelassen. Die Rollläden des großen Glasfensters zauberten Lichtstreifen auf die Veranda, in denen Fred göttliche Strahlen zu erkennen meinte. Und es bereitete ihm großes Vergnügen, sich von ihnen bescheinen zu lassen. Ungefähr vierzig Quadratmeter maß die Veranda, sie war wettergeschützt, aber zum Garten hin offen. Fred begann nun, all den Trödel und Plunder, mit dem die Veranda zugestellt war, beiseitezuräumen, er wollte Platz schaffen. Die Erinnerungsstücke einer unbekanntenen Familie landeten so auf Kies und Schotter: Da war der kaputte Fernseher aus einer vergangenen Ära, da gab es Geschirr und Kupfertöpfe, abgegriffene alte Telefonbücher, ein Fahrrad ohne Räder und eine Menge anderer Gegenstände, deren man sich verständlicherweise entledigt hatte. »Ramsch! Schrott!«, brüllte Fred jedes Mal vor Vergnügen, wenn er ein neues Stück Müll aus seinem Gesichtskreis befördert hatte. Zum Abschluss seiner Säuberungsaktion wollte er einem graugrünen Kofferchen aus Bakelit mit der Wurftechnik eines Diskuswerfers den Garaus machen. Doch seine Neugier trieb ihn dazu, das Behältnis auf der Tischtennisplatte abzustellen, die rostigen Verschlüsse zu öffnen und den Deckel abzuheben.

Schwarzes Metall. Tasten aus Perlmutter. Automatischer Wa-

genrücklauf. Europäische Tastatur. Das Gerät hatte auch einen Namen: Brother 900, Herstellungsjahr 1964.

Zum allerersten Mal in seinem Leben hielt Frederick Blake eine Schreibmaschine in Händen. Er prüfte ihr Gewicht, so wie er es bei der Geburt seiner Kinder getan hatte. Dann drehte er sie in alle Richtungen und studierte Umriss und Funktionsweise dieses wunderbar veralteten Geräts, das aber mit der Vielzahl seiner Kolben, Nockenwellen und kunstvollen Beschläge von einer außergewöhnlichen Komplexität war. Mit den Fingerspitzen glitt er über die Typen R, T, Z, U und machte sich einen Spaß daraus, sie nur über die Berührung zu erkennen. Schließlich umfasste er mit beiden Händen den gesamten Typenkorb. Vergeblich versuchte er, das Farbband von der Spule abzurollen, auch das Schnüffeln blieb erfolglos. Es roch nicht wie erhofft nach Tinte. So schlug er auf die Taste N ein, dann auf viele andere gleichzeitig, bis sich mehrere Typen ineinander verkeilten. Er entwirrte sie wieder, platzierte schließlich alle fünf Finger der rechten und alle fünf Finger der linken Hand per Zufallsprinzip auf irgendwelchen Tasten und schloss die Augen. Den Morgenmantel halb offen, vom Sonnenlicht gestreift, stand er da, aufrecht, und spürte, wie eine nie gekannte Empfindung sich seiner bemächtigte.

*

Um unter den neugierigen Blicken von tausend Gaffern bestehen zu können, unterhielten sich Belle und Warren auf dem Schulhof auf Englisch, wobei ihr Newarker Akzent intensiv zum Einsatz kam. Französisch zu sprechen bereitete ihnen keine Probleme; nach sechs Jahren kam ihnen die Fremdsprache viel leichter über die Lippen als ihren Eltern, viele Redewendungen ihrer Muttersprache hatten sie durch typisch französische ersetzt. Aber in speziellen Situationen wie dieser

hatten sie das Bedürfnis, ins vertraute Englisch zurückzufallen. So vergaßen sie weder ihre persönliche Geschichte noch das Land, aus dem sie stammten. Schlag acht waren sie im Büro von Madame Arnaud erschienen, der Beratungslehrerin am Lycée Jules-Vallès. Die hatte Belle und Warren gebeten, im Hof ein wenig zu warten. Ihre Klassenlehrer wollten sie dort in Empfang nehmen. Das Schuljahr neigte sich bereits dem Ende zu, das Schicksal jedes Schülers war schon besiegelt. Es ging nur noch um die Vorbereitung auf die nächste Klasse. Belle würde das Abitur ablegen, Warren in die Mittelstufe kommen. Trotz der vielen Turbulenzen im Leben der Familie Blake hatte Belle das Niveau halten können, auf dem sie sich in den ersten Jahren an der Montgomery Highschool in Newark bewegt hatte. Schon als junges Mädchen hatte sie geahnt, dass Körper und Geist Hand in Hand agieren, sich gegenseitig befruchten sollten. In der Schule interessierte sich Belle für alles, sie vernachlässigte kein Fach. Doch kein Lehrer auf der ganzen Welt, nicht einmal ihre eigenen Eltern hatten die blasseste Ahnung, warum sie das tat: Belle wollte auf diese Weise ein schönerer Mensch werden. Warren dagegen, er war damals erst acht Jahre alt gewesen, hatte die französische Sprache gelernt, wie man ein Lied lernt, ohne darüber nachzudenken, ohne sich darum zu bemühen. Wegen psychischer Probleme, die sich mit ihrem Wegzug aus der Heimat einstellten, musste er jedoch eine Klasse wiederholen und mehrmals einen Kinderpsychologen aufsuchen, dem man den wahren Grund für die Flucht der Familie jedoch verschwieg. Folgeerscheinungen waren zum Glück keine aufgetreten, doch erinnerte er seine Eltern bei der erstbesten Gelegenheit stets daran, dass er dieses Exil nicht verdient hatte. Wie alle Kinder, denen man viel abverlangt, war auch Warren reifer als seine Altersgenossen, er hatte sich einige Lebensprinzipien zu eigen gemacht, gegen die er nie

verstieß. Hinter diesen Werten, die er wie eine kostbare Stammestradition pflegte, verbarg sich ein etwas altmodisches Ehrgefühl, gepaart mit einem guten Geschäftssinn.

Eine Gruppe Mädchen schlich sich an Belle heran, sie wollten die Neue inspizieren. Monsieur Mangin, ihr Geschichts- und Geografielehrer, begrüßte *Mademoiselle Belle Blake* beinahe feierlich. Sie verabschiedete sich von ihrem Bruder und wünschte ihm mit einer Geste, die nur jemand verstand, der südlich von Manhattan geboren war, alles Gute. Warrens Unterricht begann erst um neun, deshalb sollte er auf Madame Arnauts Geheiß den Aufenthaltsraum aufsuchen. Warren aber wollte sich lieber erst mal den Laden ansehen und die Grenzen seines neuen Gefängnisses abchecken. Das Hauptgebäude, kreisrund mit spitzen Erkern, hatte man »Gänseblümchen« getauft. In der Mitte gab es eine Halle, die einem Bienenstock glich und in der sich die älteren Schüler aufhalten durften. Hier konnten sie abhängen, flirten, rauchen, Plakate aufkleben, Versammlungen abhalten, mit einem Wort: schon mal Erwachsene spielen. Warren stand ganz allein vor einem Kaffeeautomaten und einem großen Plakat, auf dem das Engagement aller für das traditionelle Schulfest am 21. Juni eingefordert wurde. Er schlich durch Gänge, öffnete ein paar Türen, machte um Erwachsene einen großen Bogen und landete schließlich in der Turnhalle, wo eine Basketballmannschaft trainierte. Er sah dem Team eine Weile zu und war wieder einmal verblüfft über die mangelnde Fähigkeit der Franzosen zu einem intelligenten Spielaufbau. Wenn er da an das Spiel der Chicago Bulls gegen die New York Knicks dachte! Eine seiner schönsten und letzten Erinnerungen an Amerika. Die lebende Legende Michael Jordan hatte er damals leibhaftig von einem Korb zum anderen fliegen sehen. Das allein war schon Grund genug, ein Leben lang seiner Heimat nachzutruern.

Eine Hand, die sich auf seine Schulter legte, riss ihn aus seiner Träumerei. Sie gehörte weder einem Aufseher noch einem Lehrer; niemand wollte ihn darauf hinweisen, dass er hier nichts zu suchen hatte. Sie gehörte einem Jungen, etwa einen Kopf größer als er. Er hatte zwei Kumpel, die in zu großen Klammotten steckten, zur Verstärkung mitgebracht. Warren besaß die Statur seines Vaters, er war klein und kräftig, seine Gesten und Bewegungen waren kontrolliert. Sein fester, starrer Blick verriet Entschlossenheit; hinter diesen Augen vermutete man niemanden, der ohne nachzudenken handelte. Er werde mal ein schöner Mann werden, mit markantem Gesicht und graumeliertem Haar, das prophezeite ihm seine Schwester. Aber bis dahin war es noch ein langer Weg.

»Du! Bist du Amerikaner?«

Warren streifte die Hand von der Schulter wie eine lästige Fliege. Sie gehörte dem Anführer, das wusste er sofort. Die beiden anderen, sie waren offensichtlich seine Hilfssheriffs, verhielten sich klugerweise ruhig. Warren, obwohl noch recht jung, kannte diesen Tonfall, diesen Befehlston, hinter dem sich nicht gerade ein starkes Selbstbewusstsein verbarg. Da wollte einer aufs Geratewohl den Mächtigen spielen und seine Grenzen austesten. Das war die widerlichste, weil ängstlichste Form von Aggression, Feiglinge praktizierten sie. Der *Amerikaner* antwortete nicht sofort. Es war ja auch keine ernst gemeinte Frage gewesen. Ganz gleich, was die drei im Schilde führten, sie waren nicht zufällig hier aufgetaucht. *Aber warum ich?*, fragte er sich. Warum hatten sie gerade ihn ausgewählt? Er war doch gerade erst angekommen. Wie konnte er in weniger als einer halben Stunde einen solch dummen Hass auf sich ziehen, der – schwieg er noch länger – sich bald entladen würde. Er wusste, warum. Er kannte die Antwort schon seit frühester Kindheit.

»Was wollt ihr von mir?«

»Du bist Amerikaner. Du hast Kohle.«

»Kommt zur Sache. Wie funktioniert euer Business?«

»Was machen deine Eltern?«

»Das geht euch einen feuchten Dreck an. Aber wer seid ihr? Schutzgelderpresser? Arbeitet ihr mit System oder eher wahllos? Wie viele seid ihr? Drei, sechs, zwanzig? In was reinvestiert ihr das Geld?«

»...?«

»Management und Organisation gleich null. Dacht' ich's mir doch.«

Keiner der drei verstand ein Wort von dem, was der *Amerikaner* gesagt hatte. Sein Selbstbewusstsein war ihnen unheimlich. Der Anführer fühlte sich irgendwie beleidigt, er blickte um sich, dann zog er Warren den leeren Flur entlang, der zum Speisesaal führte. Er stieß ihn so fest, dass er gegen eine niedrige Mauer knallte.

»Verarsch dich selbst, Ausländer.«

Mit vereinter Kraft brachten die drei Warren zum Schweigen. Mit dem Knie traten sie ihm in die Rippen, mit der Faust schlugen sie wild in Richtung Gesicht. Einer setzte sich auf seine Brust, durchsuchte seine Taschen und fand einen Zehneuroschein. Sie verlangten von ihm, am nächsten Tag noch mal die gleiche Summe mitzubringen, als Eintrittsgeld ins Lycée Jules-Vallès. Warren, außer Atem und mit knallrotem Gesicht, hielt die Tränen zurück und versprach, es nicht zu vergessen.

Und Warren vergaß nie etwas.

*

Die mittelalterliche Festung Cholong-sur-Avre liegt wie ein Kleinod in unserer normannischen Landschaft. Seinen Höhepunkt erlebte das Städtchen am Ende des Hundertjährigen Krieges, zu Beginn

des 16. Jahrhunderts. Heute leben hier siebentausend Menschen. Die Fachwerkhäuser, hübschen Gässchen, kleinen Kanäle und Stadtpalais aus dem 18. Jahrhundert machen aus Cholong-sur-Avre ein beachtenswertes architektonisches Juwel, das bestens erhalten ist.

Maggie schlug in ihrem Taschenwörterbuch das Wort »columbage« nach und konnte bei ihrem Gang durch die Rue Gustave-Roger dessen Bedeutung anschaulich erfahren: Die Fassaden der meisten Häuser hatten nämlich frei liegende Balken; etwas, das Maggie noch nie gesehen hatte und was ihr sehr gut gefiel. Zumal sie bei ihrem Weg in die Stadtmitte durch mehrere Straßen ging, in denen ausschließlich diese schönen Fachwerkhäuser standen. Cholong hatte die Form eines Fünfecks, es war umgeben von vier Boulevards und einer Bundesstraße. Obwohl sie mit einem Auge immerzu in den Reiseführer linste, stand sie plötzlich, ohne sie wirklich gesucht zu haben, auf der Place de la Libération, dem Herzen von Cholong. Der Platz schien in Anbetracht der aparten Gässchen, die von ihm abgingen, etwas zu mächtig geraten. Das gigantische Areal, das außer an Markttagen als Parkplatz genutzt wurde, konnte mit zwei Restaurants, mehreren Cafés, einem Zeitungsladen und der Touristeninformation aufwarten. Maggie kaufte sich ein paar Lokalzeitungen und ließ sich auf der Terrasse des Cafés Roland Fresnel nieder. Sie bestellte einen doppelten Espresso, schloss einen Augenblick lang die Augen und seufzte. Viel zu selten waren die Momente, in denen sie die Einsamkeit genießen konnte. Selbstverständlich standen für sie die Stunden mit der Familie an erster Stelle. Aber gleich danach kam die Zeit ohne Familie. Mit der Tasse in der Hand blätterte sie durch die *Dépêche de Cholong* und durch die Lokalausgabe des *Réveil normand* – auch eine Art, ihre neue Heimat kennenzulernen. Auf der ersten Seite der *Dépêche* prangte das Foto

eines fünfundsechzig Jahre alten Bürgers aus Cholong, einst ein regionaler Held im Mittelstreckenlauf, der jetzt sogar an der Seniorenweltmeisterschaft in Australien teilnahm. Er interessierte Maggie so sehr, dass sie den ganzen Artikel las und sofort begriff: Hier war ein Mann, der ein Leben lang mit Leidenschaft gelaufen war und dessen Traum sich am Ende seines Lebensweges endlich erfüllte. Als Jugendlicher war Monsieur Christian Mounier ein ganz ordentlicher Läufer gewesen, mehr nicht. Aber als Rentner nahm er an einem Wettbewerb am Ende der Welt teil, er war jetzt ein Sportler von internationalem Rang. Ob das Leben jedem die Chance zur Wiedergutmachung bot? Ob sich jeder zu seinem Ende hin doch noch einmal auszeichnen durfte? Maggie gefiel der Gedanke, und sie blätterte weiter. Auf der nächsten Seite erwarteten sie ein Überfall auf einen Automechaniker, mehrere Diebstähle in einer Nachbarsiedlung, ein oder zwei aufgebauschte Ehekrisen sowie diverse Fälle von Geisteskrankheit. Maggie verstand nicht jedes Detail und fragte sich, warum dieses triste, banale, alltägliche Elend in jeder Zeitung der Welt an prominenter Stelle ausgebreitet wurde. Sie schwankte zwischen mehreren Antworten: Gewalt in der Nachbarschaft interessierte die Leser, weil sie es liebten, sich zu echauffieren oder sich zu gruseln. Oder ihnen gefiel der Gedanke, dass ihre Stadt doch nicht so langweilig war, wie es schien, dass hier genauso viel Schreckliches passierte wie anderswo. Oder: Die Landbevölkerung gefiel sich darin, auf die Nachteile des fürchterlichen Stadtlebens hinzuweisen. Oder – dieser traurige Gemeinplatz galt immer: Nichts machte mehr Spaß als das Leid anderer.

In Newark hatte sie stets einen Bogen um die lokale und nationale Presse gemacht. Allein schon eine Zeitung aufzuschlagen glich damals einer Mutprobe. Es bestand immer die Gefahr, einen allzu vertrauten Namen zu lesen oder in ein allzu

bekanntes Gesicht zu blicken. Und schon hatte sie der Schrecken ihres früheren Lebens eingeholt. Nervös überflog sie die restlichen Seiten der beiden Zeitungen und las nur noch den Wetterbericht und den Hinweis auf einen Trödelmarkt und eine kleine Kunstausstellung im Rathaus. In einem Zug leerte sie das Glas Wasser. Ein Gefühl der Beklemmung beschlich sie, das durch einen riesigen Schatten verstärkt wurde, der sich mehr und mehr über den Platz senkte und ihn verdunkelte. Es war der Schatten von Sainte-Cécile, einer Kirche, die gerne als ein Meisterwerk der normannischen Gotik beschrieben wurde. Lange hatte Maggie die Wahrheit erfolgreich ignoriert, aber jetzt musste sie ihr wieder ins Gesicht blicken.

*

Die Brother 900 stand mitten auf der Tischtennisplatte, die wiederum in der Mitte der Veranda stand; eine geometrische Symmetrie, die Frederick sorgsam arrangiert hatte. Er saß vor der Maschine, die Sonne im Rücken, und konzentrierte sich. Er spannte ein leeres Blatt Papier ein: die weißeste Oberfläche, die er je gesehen hatte. Er überprüfte jede einzelne Perlmuttertaste, sie funkelten alle. Hatte er sie doch entstaubt und mit Seifenlauge gereinigt. Es war ihm sogar gelungen, das vollkommen ausgetrocknete Farbband mit Wasserdampf zu befeuchten. Alles war bereit, er war mit seinem neuen Gerät allein. Er, der noch nie einen Blick in ein Buch geworfen hatte, dessen Sprache direkt und ohne Schnörkel war und der in seinem ganzen Leben noch nichts Komplizierteres als eine Adresse auf eine Streichholzschachtel geschrieben hatte. *Kann man mithilfe dieser Maschine alles sagen?*, fragte er sich, ohne die Tasten aus den Augen zu lassen.

Fred hatte nie einen seiner Gesprächspartner respektiert. *Die Lüge sitzt schon im Ohr des Zuhörers.* Das war Freds Mei-

nung. Seit dem Gerichtsprozess, der ihn gezwungen hatte, nach Europa zu fliehen, war er besessen von dem Wunsch, der Welt seine Version der Wahrheit mitzuteilen. Weder die Psychiater noch die Anwälte noch seine ehemaligen Freunde noch die, die ihn verstehen wollten, hatten seine Zeugenaussage verstanden: Man erklärte ihn kurzerhand zum Monster, über das jeder sein Urteil fällen durfte. Diese Maschine aber würde keine Informationen aussortieren und sich geduldig alles anhören: das Gute und das Schlechte, das Ungerechte und das Widerliche, das Unerhörte und das Unaussprechliche. All das gehörte, auch wenn es niemand glauben wollte, zur Wahrheit des Lebens. Wenn ein Wort das nächste ergab, dann konnte er sich aller bedienen. Niemand konnte ihm bestimmte Wörter aufzwingen oder verbieten.

Am Anfang war das Wort. Irgendjemand hatte ihm das vor ganz langer Zeit gesagt. Jetzt, vierzig Jahre später, hatte er die Gelegenheit, diesen Satz wahr werden zu lassen. Am Anfang, dessen war er sich sicher, brauchte man aber ein ganz bestimmtes Wort, aus dem sich dann alle anderen Wörter ergaben.

Fred hob also seinen rechten Zeigefinger und schlug ein **G** an. Klar, deutlich und blau erschien es auf dem Papier. Dem **G** folgte ein **i**, dann suchten seine Augen ein **o** und ein **v**. Schließlich fasste er sich ein Herz und schlug mit dem linken Ringfinger ein **a** an. Dem folgten zwei **n**, ausgeführt von zwei verschiedenen Fingern, und schließlich ein **i**, wieder mit dem bewährten rechten Zeigefinger. Fred las, was er geschrieben hatte, und war glücklich, keinen Fehler gemacht zu haben.

Giovanni

*

Man hatte Warren und Belle erlaubt, gemeinsam Mittag zu essen. Belle suchte ihren Bruder im Hof und fand ihn schließ-

lich im überdachten Teil, zusammen mit seinen neuen Klassenkameraden. Es sah so aus, als ob Warren sich gerade vorstellte, tatsächlich aber fragte er die anderen aus.

»Ich habe Hunger«, sagte Belle.

Warren folgte ihr an einen Tisch, auf dem zwei Teller mit Rohkost auf sie warteten. Der Speisesaal glich dem von Cagnes aufs Haar, sodass sie darüber gar nicht erst sprachen.

»Zu unserem Haus ist es nicht weit«, sagte er, »wir könnten daheim zu Mittag essen.«

»Mama steckt den Kopf in den Kühlschrank und überlegt ewig, was sie kochen soll. Und Papa sitzt im Schlafanzug vorm Fernseher. Nein, danke.«

Warren aß als Erstes das, was er am meisten mochte, die Gurken, während Belle ihre Mahlzeit mit der ihr verhassten Roten Bete begann. Dabei bemerkte sie einen blauen Fleck im Gesicht ihres Bruders.

»Was hast du da am Auge?«

»Oh, gar nichts. Ich wollte beim Basketball eine Show abziehen. Wie ist deine Klasse?«

»Die Mädchen sind eigentlich cool. Bei den Jungs bin ich mir nicht sicher. Ich musste mich vorstellen, da habe ich ...«

Warren hörte ihr nicht mehr zu, er war wieder in Gedanken. Seit dem Angriff auf ihn sammelte er Informationen und verglich sie miteinander. Nicht über seine selbst ernannten Erpresser, sondern über die, die ihm vielleicht dabei helfen könnten, aus den Jägern Gejagte, aus den Tätern Opfer zu machen, so wie es vor ihm viele seiner Cousins und Onkel auch getan hatten. Es war eine Sache des Blutes, und deshalb hatte er den Morgen damit verbracht, unverfängliche Fragen über jeden Einzelnen zu stellen. Wer ist das da? Wie heißt der Typ? Ist das sein Bruder? Schließlich hatte er einige Mitschüler in Gespräche verwickelt, um unbemerkt gezielte Informationen aus

ihnen herauszukitzeln; er hatte sich sogar ein paar Notizen gemacht, und nach und nach entstand aus den vielen Details ein Gesamtbild, das aber nur Warren allein verstand.

Der, der humpelt, hat einen Vater, der Kfz-Mechaniker ist und der in der Werkstatt des Vaters von dem Typen aus der 3C arbeitet, der wohl bald geschasst wird. Der Kapitän des Basketballteams macht für eine bessere Note in Mathe alles. Der große Kerl aus der 2A3, der in die Klassensprecherin verknallt ist, ist sein Kumpel. Die Klassensprecherin ist die beste Freundin der Schwester des Hurensohns, der mir die zehn Euro geklaut hat. Dessen Handlanger hat Riesenschiss vor dem Informatiklehrer, der mit der Tochter des Bürochefs verheiratet ist, wo sein Vater arbeitet. Die vier Typen aus der Abi-Klasse, die immer zusammen abhängen, organisieren die Abschlussparty. Dazu brauchen sie das Soundsystem des Typen, der humpelt. Der Kleinste ist ein Mathe-Crack und Todfeind des Arschlochs, das mich vermöbelt hat.

Das Problem schien, zumindest was die Logik betraf, vor dem Eintreffen der Nachspeise gelöst, während Belle ihrem Bruder nach wie vor das Herz ausschüttete.

*

Maggie saß immer noch auf der Terrasse; sie studierte den Reiseführer und bestellte eine zweite Tasse Espresso.

Das Tympanon zieren Bilder aus dem Leben der Heiligen Jungfrau und aus der Leidenszeit der heiligen Cäcilia, die 232 n. Chr. in Rom geköpft wurde. Die Schnitzarbeiten in den massiven Holztüren zeigen Szenen der Feldarbeit während der vier Jahreszeiten. Ein Doppelturm, der in zwei Spitztürmen endet, überragt den Portalvorbau.

Eigentlich hätte sie jetzt aufstehen und in die Kirche gehen können, die sie dank ihres Reiseführers schon in- und auswendig kannte. Sie könnte im Kirchenschiff niederknien, sich

sammeln, zu Jesus am Kreuz hochblicken, mit ihm reden und beten. All das hatte sie getan, bevor sie Frederick, der damals noch Giovanni hieß, kennenlernte. Nachdem sie ein Paar geworden waren, war der Besuch einer Kirche oder auch nur ein Blick zum Gekreuzigten undenkbar geworden. Mit jedem Kuss auf Giovannis Lippen spuckte sie Christus ins Gesicht. Mit dem Jawort zu dem Mann ihres Lebens hatte sie ihren Gott beleidigt, und von ihrem Gott sagte man, dass er nichts vergaß und stets eine gerechte Strafe bereithielt.

»Weißt du, Giovanni, wenn es im Sommer sehr heiß ist, schlafe ich am liebsten unter einer dünnen Decke. Man denkt, eigentlich braucht man sie nicht, aber dann geht es doch nicht ohne. Sie beschützt einen nämlich in der Nacht. Gott war für mich diese dünne Decke«, das sagte sie oft zu ihm, »und du hast sie mir weggenommen.«

Zwanzig Jahre später war die Versuchung, wieder mit Gott in Kontakt zu treten, sehr klein geworden. Ob sie ein anderer Mensch geworden war oder ob der Allmächtige sich verändert hatte, wusste sie nicht genau zu sagen. Jedenfalls brauchte sie diese dünne Decke nun nicht mehr.

*

In einem Schuppen beim Stadion suchte Belles Sportlehrerin, Madame Barbet, etwas zum Anziehen für ihre neue Schülerin.

»Man hat mir nicht gesagt, dass ich meine Sportsachen mitbringen muss«, sagte Belle.

»Kein Problem. Probiere die an.«

Belle schlüpfte in eine marineblaue kurze Hose für Jungs und schnürte sie am Bund zusammen. Ihre Turnschuhe behielt sie an; es war das gleiche Modell von Laufschuhen, das sie schon in Newark getragen hatte. Dann zog sie ein zitronengelbes Trikot mit der Rückennummer 4 über.

»Das geht mir bis zu den Knien.«

»Ich habe nichts Kleineres.«

Trotz ihrer Bemühungen gelang es Belle nicht, die Träger ihres roten Baumwoll-BHs unter dem Trikot verschwinden zu lassen.

»Wir sind doch unter Mädchen«, sagte Madame Barbet und maß der Sache keine Bedeutung mehr bei.

Belle folgte ihr auf den Basketballplatz, auf dem die Klasse bereits trainierte. Eine Amerikanerin in Aktion zu sehen, darauf warteten sie alle. Man warf ihr den Ball zu, sie ließ ihn zwei-, dreimal auf dem Boden aufspringen – das hatten die anderen auch getan – und warf ihn der Mitspielerin zu, die ihr am nächsten stand. Belle hatte sich nie für Sport interessiert, die Basketballregeln kannte sie kaum. Woher kam also die Anmut in ihren Bewegungen, die Leichtigkeit, sich auf neue Situationen einzustellen? Diese Lässigkeit, mit der sie in Kleidungsstücken, die ihr nicht passten, plötzlich blendend aussah? Diese Ungezwungenheit, die vorzugeben für jede andere äußerst beschwerlich gewesen wäre? In ihrem geschmacklosen, fast lächerlichen Outfit sah Belle fantastisch aus; sie befand sich im Zentrum des Spiels.

Auch den vier Tennisspielern weiter hinten entging dieses Schauspiel nicht. Sie unterbrachen ihr Match, klammerten sich an den Maschendrahtzaun und folgten mit den Augen dem Tanz eines roten Büstenhalters, dessen Inhalt mit jeder von Belles Bewegungen sanft und unschuldig auf und ab wippte.

*

Bald war es vier Uhr nachmittags, und doch gab es für Frederick keinen Grund, seinen Morgenmantel abzulegen. Er war nämlich nicht mehr das Symbol seiner Faulheit, sondern seine neue Arbeitskluft. Ungestraft konnte er von nun an den

ganzen Tag schlampig und unrasiert in Hauslatschen umhermarschieren – und das blieben beileibe nicht die einzigen Entgleisungen, die er sich jetzt leisten konnte. Er schritt wie der Sonnenkönig in seinen Garten, angelockt vom Geräusch einer Gartenschere, das aus einer Trennhecke kam. Ein Nachbar schnitt seine Rosenstöcke. Über den Zaun hinweg gaben sie einander die Hand und beäugten sich.

»Rosen brauchen das ganze Jahr Pflege«, sagte der Nachbar, um das anhaltende Schweigen zu beenden.

»Wir sind Amerikaner. Gestern sind wir eingezogen«, antwortete Frederick. Etwas anderes war ihm nicht eingefallen.

»Amerikaner?«

»Ist das für Sie eine gute oder eine schlechte Nachricht?«

»Warum sind Sie nach Frankreich gekommen?«

»Meine Familie und ich, wir reisen viel. Wegen meines Berufs.«

Genau deswegen hatte Frederick sich in den Garten gewagt. Er konnte es kaum erwarten, der Welt den neuen Frederick Blake vorzustellen.

»Und was ist Ihr Beruf?«

»Ich bin Schriftsteller.«

»Schriftsteller?«

Fred genoss diese herrliche Nachfrage.

»Aufregend. Ein Schriftsteller also. Sicher schreiben Sie Romane?«

Mit dieser Frage hatte Fred gerechnet.

»O nein. Vielleicht später einmal. Im Augenblick schreibe ich Geschichtsbücher. Man hat mich gebeten, ein Werk über die Landung der Alliierten zu verfassen. Deshalb bin ich hier.«

Während er redete, leicht abgewandt und einen Ellbogen auf einen Zaunpfosten gestützt, lag in seinem Blick eine aufgesetzte Demut, die von seiner neuen Rolle stammte, die

ihm mehr und mehr zu Kopf stieg. Sich als Schriftsteller zu präsentieren, das löste in den Augen von Frederick Blake all seine Probleme. Eigentlich lag diese Berufswahl auf der Hand, warum war er nicht schon früher darauf gekommen? In Cagnes zum Beispiel oder in Paris. Quintiliani würde die Idee brillant finden.

Der Nachbar suchte mit den Augen nach seiner Frau; er wollte ihr den neuen Nachbarn, den Schriftsteller, vorstellen.

»Ach ja, die Landung... Eigentlich könnte man jeden Tag davon erzählen, ohne dass es langweilig wird. Wir hier in Cholong sind ja zu weit vom Ort des Geschehens entfernt.«

»Mit dem Buch möchte ich unseren Marinesoldaten ein Denkmal setzen«, sagte Fred, um das Gespräch abzuschließen. »Übrigens wollen meine Frau und ich ein Barbecue veranstalten, um alle Nachbarn hier kennenzulernen. Sagen Sie ruhig allen im Viertel Bescheid.«

»Marinesoldaten? Und ich dachte, dass hier nur GIs gelandet sind.«

»...Ich möchte über alle Teile der Armee schreiben. Als Erstes natürlich über die Navy. Und vergessen Sie nicht das Barbecue, versprochen?«

»In einem Kapitel geht es garantiert um die Operation Overlord?«

»...?«

»Siebenhundert Schiffe sollen an ihr teilgenommen haben. Stimmt's?«

»Ein Freitag wäre nicht schlecht. Vielleicht nächste Woche. Oder übernächste. Wir erwarten Sie.«

Fred verzog sich in Richtung Veranda und verfluchte, dass er kein Romanautor geworden war.

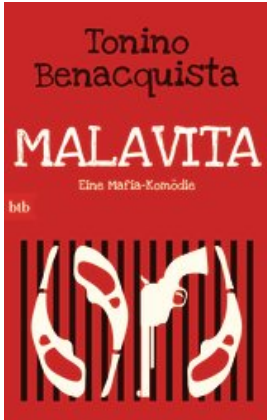
*

Es war gegen fünf – die Schule war aus –, aber Warren ärgerte sich noch immer über den Verlust seines Taschengelds. Was hätte er mit den zehn Euro alles anstellen können. Was eigentlich? Berge von Kaugummi kaufen oder stapelweise *Gamefight*, das Magazin für den Internetkrieger. Oder sich im Kino einen amerikanischen Film ansehen, in dem permanent *fuck, fuck, fuck* gesagt wurde. Was noch? Vergnügungen für zehn Euro hielten sich in Grenzen, das musste er zugeben. Aber was die erlittene Kränkung, die verlorene Würde und den erduldeten Schmerz betraf, handelte es sich um den Verlust eines Vermögens. Außerhalb des Schulgebäudes mischte er sich unter ein paar Grüppchen, man stellte ihn vor, er schüttelte Hände und knüpfte Seilschaften mit den Großen von der Abi-Klasse, wobei er sich vor allem um die Rugbyspieler bemühte, genossen die doch seit ihrem Sieg im Regionalfinale in der Gemeinde großes Ansehen.

Gib ihnen das, was sie am meisten brauchen.

Warren hatte mit seinen vierzehn Jahren seine Lektion schon gelernt. Archimedes' Satz »Gebt mir einen festen Punkt im All, und ich werde die Welt aus den Angeln heben« bevorzugte er in der Fassung seiner Vorfahren: »Gebt mir etwas Geld und ein Gewehr, und ich werde die Welt regieren.« Alles war nur eine Frage von Organisation und Zeit. Damit ein gutes Schneeballsystem entstand, musste er nur zuhören können, die Grenzen jedes Einzelnen ausloten, seine Defizite ausfindig machen und den Preis festlegen, den ihre Beseitigung kostete. Je schneller er sich eine solide Grundlage schuf, desto eher konnte er Macht ausüben. Die Pyramide würde sich dann von selbst weiterbauen, und er könnte nach den Sternen greifen.

Im Augenblick ging es nur um die Verteilung von Zuckerbrot, die Peitsche käme später. Die meisten Schüler gingen nach Hause, einige in ein Café, ein paar aber blieben vor Ort



Tonino Benacquista

Malavita

Eine Mafia-Komödie

Taschenbuch, Broschur, 304 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74879-2

btb

Erscheinungstermin: Februar 2015

Im Schutz der Dunkelheit nahmen sie das Haus in Besitz ...

Die amerikanische Familie Blake zieht in ein beschauliches Städtchen in der Normandie. Auf den ersten Blick wirken Fred, Maggie und ihre beiden Kinder harmlos, freundlich und hilfsbereit. Eine ganz normale Familie also? Nein, denn Fred ist in Wahrheit einer der ganz großen Mafia-Bosse von New York, der im Rahmen eines Zeugenschutzprogramms in die Normandie umgesiedelt wurde. Doch weil es nicht wirklich seine Sache ist, sich unauffällig zu verhalten, fliegt die Tarnung bald auf ...